

einem argumentativ überzeugenden Referat versucht, beide Konzilien als *Innovationen innerhalb einer übergreifenden Kontinuität* darzustellen, insofern beide Konzilien im Gang des Subjektwerdens der modernen Gesellschaft zum Ausdruck bringen: das Vatikanum I noch in Abhebung vom Souveränitätsanspruch der Nationalstaaten durch Herausstellung des Jurisdiktions- und Lehrprimats des Papstes – im Papst konzentriert sich die eigentliche Entscheidungsgewalt und damit das Subjektsein der Kirche –, das Zweite Vatikanum durch das Bewußtmachen der *Communio* der Einzelsubjekte in Form der Teilkirchen. So einleuchtend diese Einordnung gerade im Referat Pottmeyers war, so kam unter dem Stichwort vom „Subjektwerden der Kirche“ sehr viel deutlicher als die mit Nachdruck vertretene, mehr oder weniger bruchlose Kontinuität

Papst und Kurie

Als Kardinal Karol Wojtyła in dem so unerwartet notwendig gewordenen zweiten Konklave 1978 zum Papst gewählt wurde, stellten nicht nur Angehörige der Kurie selbst Vermutungen darüber an, wie sich der neue Papst wohl zu dieser verhalten würde. Johannes Paul II. war zwar schon als Kardinal in Rom kein Unbekannter. Er war, wie in dieser Zeitschrift ausführlich dokumentiert (vgl. HK, September 1979, 453 ff.), einer der aktivsten Konzilsväter und hat in der Folgezeit an fast allen Bischofssynoden, 1974 als maßgebender Relator (Berichterstatter), teilgenommen, und er verfügte über weitläufige internationale Beziehungen. Aber sein Lebenslauf wies ganz im Gegensatz zu seinem eigentlichen Vorgänger Paul VI. keinerlei direkten Kontakt zur Kurie auf. Sein Aufstieg durch die verschiedenen kirchlichen Ämter war ein durchaus pastoraler, aber zugleich ein an seine Herkunftsdiözese gebundener. Auf der anderen Seite machten beide Konklave des Jahres 1978 klar, daß das Kardinalskollegium in seiner Mehrheit *keinen Kurialen* wählen

oder je nachdem, wo man ansetzte, die Fähigkeit zur Innovation nicht nur die geschichtliche Bedingtheit kirchlichen Handelns im allgemeinen, sondern die Abhängigkeit der Entwicklung kirchlichen Selbstverständnisses von ideenpolitischen Vorgängen im profanen Bereich zum Ausdruck, von der Franz-Xaver Kaufmann sagte, sie würde in der Kirche „weitgehend“ latent gehalten. Vielleicht aber brächte gerade eine möglichst unbefangene Offenlegung dieser Abhängigkeiten als eines geschichtlich und ekklesiologisch nicht reduzierbaren Datums die ekklesiologische Diskussion gerade auch im Blick auf die Zeugniskraft der Kirche in einer einserdenden Welt, die sich in sich nicht christlich versteht, weiter als die noch so wichtigen innertheologischen ekklesiologischen Auseinandersetzungen. Ein Stück war man in Bologna auch diesen Weg gegangen. D. S.

wollte, ja daß eine gewisse Ferne zur Kurie eines der Wahlkriterien war. In diesem Punkte glichen sich der Luciani-Papst und Kardinal Wojtyła noch fast völlig; ersterer war als Bischof und Kardinal sogar noch weniger in Rom präsent als sein Nachfolger aus Krakau. Natürlich durften daraus keine falschen Schlüsse gezogen werden. Die Wahl eines möglichst Nichtkurialen bedeutete kein generelles Mißtrauen gegenüber der zentralen Kirchengewalt. Im Gegenteil! Man wollte eine Stärkung der päpstlichen Autorität, wenn auch in Verbindung mit einer wie immer zu verstehenden kollegialen Amtsführung. Und in dieser Richtung erwartete man von einem Seelsorger mehr Verständnis.

Wie der Verlauf des bisherigen Pontifikats zeigt, hat Johannes Paul II. beiden Erwartungen, sowohl der, die Autorität des Papstes zu stärken, wie der, dies mit vorwiegend seelsorglichen Mitteln zu tun, voll entsprochen. Auch hinsichtlich der *Praktizierung der Kollegialität* dürften die Absichten der Konklave-Mehrheit und die des Pap-

stes nicht so weit auseinanderliegen, auch wenn die bisher praktizierten Formen von Kollegialität (z.B. die Konsultation des Kardinalskollegiums und die Durchführung von Synoden) zeigen, daß kollegiale Formen der Amtsausübung vorwiegend der Stützung der päpstlichen Autorität selbst und weniger, wenngleich wohl auch der Einbringung teilkirchlicher Erfahrungen in die Gesamtkirche dienen.

Johannes Paul II. strahlt nicht nur Autorität auf die Gesamtkirche und auf das die Kirche umgebende Umfeld aus. Er praktiziert auch einen Führungsstil, der ganz von seelsorglichen Mitteln geprägt ist. Das zeigen seine Audienzen, seine zahlreichen Reisen, sein Umgang mit den Bischöfen ebenso sehr wie die Art und Weise, wie er sein Amt als Bischof von Rom ausübt: in möglichst direktem Kontakt mit dem römischen Klerus und der Bevölkerung der Diözese Rom durch periodische und pastoral durchwegs intensive Besuche in den verschiedenen Pfarreien der Diözese. Der neue Stil erhält, weltkirchlich gesehen, auch dadurch noch besonderes Gewicht, daß dieser Papst wie kaum einer seiner unmittelbaren Vorgänger in den ersten Jahren seines Pontifikats Gelegenheit hat, nicht nur die wichtigsten Kurienämter, sondern auch eine ganze Reihe wichtiger Diözesen, vor allem im europäischen Bereich (Paris, Berlin, Wien), aber nicht nur dort, neu und mit Kandidaten seines Vertrauens zu besetzen.

Dieser persönliche und gesamtkirchlich wirkungsvolle Führungsstil des Wojtyła-Papstes wirft aber für das Verhältnis des Papstes zur Kurie *besondere Probleme* auf. Diese haben mit so banalen Dingen zu tun wie dem Zeitfaktor. Die vielen Reisen, die der Papst unternimmt, die zahllosen Ansprachen, die er hält, die nicht wenigen Schriftstücke, mit denen sich der Papst an den Episkopat und an die Gesamtkirche wendet und die in den allermeisten Fällen vom persönlichen Stil des Papstes geprägt sind und seine persönliche Autorschaft verraten, bedeuten einen enormen Zeitaufwand. Seine zeitlich vielfach nicht begrenzten Ge-

sprache bei Besuchen außerhalb des Vatikans wie bei Audienzen im Vatikan bringen eine zusätzliche Zeitauslastung. Allein schon diese Tätigkeiten, durch die Johannes Paul II. Papsttum und Kirche „darstellt“, würden ein normales Tageswerk einer noch so begabten und der Situationsbeherrschung noch so mächtigen Führungspersönlichkeit voll ausfüllen.

Aber es kommt hinzu, daß Menschen, die dem Papst persönlich nahestehen, auch für seine Krakauer Zeit bestätigen, daß Johannes Paul II. trotz einer im großen und ganzen gut verwalteten Diözese wenig Neigung zur Administration hatte. Sie scheint auch als Papst seine Sache nicht zu sein. Er repräsentiert und führt die Kirche, vermittelt in sehr eindrucksvoller Weise geistig-geistliche Autorität, die trotz aller spürbar werdenden Vorbehalte auch von seinen Kritikern bewundert wird. Aber es scheint auf Dauer nicht auszubleiben, daß Verwaltungsaufgaben, die nicht delegiert werden oder nicht delegierbar sind, eher vernachlässigt werden. Daß dies vorderhand auch tatsächlich so sei, ist gegenwärtig ein in Rom beherrschender Eindruck. Für das Verhältnis Papst – Kurie bedeutet das: Die Verwaltungsakten nehmen einen langen Weg, d. h., sie bleiben wegen des sehr wirksamen, aber sehr zeitraubenden Führungsstils des Papstes länger unerledigt, als für weltkirchliche Vorgänge gut ist. Entscheidungen werden dadurch eher verlangsamt. Wo immer man in Rom nachfragt, man kann es bei Personen unterschiedlichster Zuständigkeit und Richtung hören, daß in der Abwicklung der ordentlichen Geschäfte einiger Sand ins Getriebe gekommen ist.

Insgesamt wird das Verhältnis Papst – Kurie zum gegenwärtigen Zeitpunkt als ein *Nebeneinander von päpstlicher Führung und kurialer Administration* beschrieben, in dem beide Seiten ihre eigenen Wege gehen, ohne sich allzu sehr zu berühren. Der Papst wendet seinen persönlichen Führungsstil zwar durchaus auch auf die Kurie selbst an, in dem er Kongregationen und ihre verschiedenen Abteilungen besucht und mit den Amtsträgern und Funktionären persönliche Gespräche führt.

Aber vieles scheint jenseits der üblichen Instanzenwege zu verlaufen. Das verunsichert die einen in der Vorbereitung von Entscheidungen und ermutigt andere, die sich vom Papst bestätigt fühlen, die Ziele, die sie für richtig halten, deutlicher und entschiedener zu verfolgen.

Eine *neue Kurienpolitik* des Papstes ist bisher nicht erkennbar. Deutlich wird einstweilen nur, daß das gekennzeichnete Nebeneinander nicht nur durch das weitgehend kurienunabhängige Agieren des Papstes bestimmt ist, sondern daß es auch an wirksamen Zwischengliedern und Transmissionsriemen zwischen Papst und Kurie fehlt. Eine die Fäden sammelnde Gestalt, wie die des Erzbischofs *Benelli* unter Paul VI., fehlt. Kardinalstaatssekretär *Casaroli* scheint, wie schon sein Vorgänger, Jean Villot, mehr im Hintergrund zu bleiben. Er gilt als hervorragender Diplomat, aber weder als starke Führungspersönlichkeit neben dem Papst noch als geborener Vermittler zwischen Papst und den anderen kurialen Instanzen. Und an dieser personellen Situation dürfte sich in absehbarer Zeit auch wenig ändern.

Die Frage ist, was sich für die Gesamtkirche daraus entwickelt. Paul VI. hatte die Kurie nicht nur stark internationalisiert; er hat sie auch zentralisiert in dem Sinne, daß er sie zu einem effizienteren Verwaltungsinstrument in der Hand des Papstes umgeformt hat. Die fast alles beherrschende Rolle, die dabei das Staatssekretariat erhielt, hatte hier auch ihre Probleme. Andere Dikasterien fühlten sich bevormundet und ihre Vorlagen durch „Zwischenschaltungen“ nicht immer sachgerecht behandelt. Diesbezüglich scheint sich jetzt eher eine Wende abzuzeichnen. Das *Staatssekretariat* wird künftig die Bedeutung, die es unter Paul VI. erhalten hat, so nicht mehr haben. Aber der erkennbare teilweise Zerfall an innerkurialem Zentralismus muß keineswegs den Abbau eines gesamtkirchlichen Zentralismus zur Folge haben. Es sieht eher so aus, als ob Bemühungen Roms, die Zügel der kirchlichen Ordnung wieder stärker anzuziehen, sich auch gegenüber teilkirchlichen Verwaltungen wieder neu bemerkbar machten. Das dürfte nicht

zuletzt darauf zurückzuführen sein, daß bei der gegebenen „technischen“ Distanz zwischen Papst und Kurie einzelne Kongregationen mehr Spielraum gewinnen und diesen je nach Richtung und Handlungswillen auch mehr nutzen.

Im übrigen könnte der neue Führungsstil des Papstes für das Funktionieren der Kurie doch einige unerwartete Folgen haben, nicht nur im Sinne einer inneren „Dekonzentration“, sondern durch Stärkung der *pastoralen* vor allem gegenüber den *Dialog-Instanzen*. So wird einerseits beklagt, wichtige pastorale Bereiche wären trotz der Schaffung zahlreicher Kommissionen (Justitia et Pax, Laien-, Familienkomitee) nicht abgedeckt. Es gebe z. B. kein kuriales Amt für *Jugendfragen*. Auf der anderen Seite wird gefragt, ob die verschiedenen Dialogsekretariate die in sie gesetzten Hoffnungen voll erfüllen und ob es nicht möglich wäre, diese mehr oder weniger in einer einzigen Kurienbehörde zusammenzufassen. Das wäre nicht nur innerkurial ein interessanter Vorgang, sondern könnte auch bedeutsame Schwerpunktverlagerungen kirchenpolitischer Art bringen.

Gerade ein seelsorglich orientierter Papst könnte dazu neigen, die eigentlichen *seelsorglichen Probleme* zum Hauptgegenstand seiner Primatsausübung zu machen. Auf der anderen Seite dürften gerade solche Probleme, wenn sie von ihrer lokalen Wurzel abgelöst sind und zu sehr in wie immer gedachte „universalistische“ Perspektiven eingeordnet werden, an Lebensnähe verlieren. Insgesamt könnte sich aber aus dem gegenwärtigen Nebeneinander von päpstlicher pastoraler Führung und kurialer Kirchenverwaltung eher eine Verstärkung denn eine Schwächung zentraler römischer Zuständigkeiten ergeben. Ob Absicht oder nicht, der zwar latent wirksame Verwaltungszentralismus könnte so durch eine zusätzliche Konzentration pastoraler Führungsaufgaben zusätzlich gestützt werden. Hierin dürfte eine der interessantesten, aber auch diskussionsbedürftigsten Perspektiven der kirchlichen Gesamtsituation unter dem gegenwärtigen Pontifikat zu sehen sein.

D. S.